

EIN ÜBUNG UND WEISUNG

Sorge in dieser Welt — Sorglosigkeit in Gott

Meditationsgedanken zu Mt 6, 24–34

Niemand kann zwei Herren dienen; denn entweder wird er den einen hassen und den andern lieben; oder er wird sich dem einen zuneigen und den andern verachten. Ihr könnt nicht Gott dienen und dem Mammon. Darum sage ich euch: Macht euch nicht Sorge für euer Leben, was ihr essen oder trinken, noch für euren Leib, was ihr anziehen werdet. Ist nicht das Leben mehr als die Kleidung? Seht auf die Vögel des Himmels! Sie säen nicht, sie ernten nicht, sie sammeln nicht in die Scheunen, und euer himmlischer Vater ernährt sie. Seid ihr nicht viel wertvoller als sie? Wer unter euch vermag mit seinen Sorgen seinem Lebensweg eine einzige Elle hinzuzufügen? Und was macht ihr euch Sorge um die Kleidung? Betrachtet die Lilien des Feldes, wie sie wachsen! Sie arbeiten nicht und spinnen nicht, und doch sage ich euch: Selbst Salomon in all seiner Pracht war nicht gekleidet wie eine von ihnen. Wenn nun Gott das Gras des Feldes, das heute steht und morgen in den Ofen geworfen wird, so kleidet, wieviel mehr euch, ihr Kleingläubigen! Macht euch nicht Sorge und saget nicht: Was werden wir essen, was werden wir trinken, womit werden wir uns bekleiden? Denn nach all dem trachten die Heiden. Es weiß ja euer Vater im Himmel, daß ihr all dessen bedürft. Suchet zuerst sein Reich und seine Gerechtigkeit, und dies alles wird euch dazugegeben werden. Macht euch daher nicht Sorge für den morgigen Tag; denn der morgige Tag wird für sich selber sorgen. Jedem Tag genügt seine Plage.

Unser Text ist ein Stück der Bergpredigt. Der Spruch vom Gottes- und vom Mammonsdiest (6, 24) ist vom Evangelisten mit zwei anderen Logien (6, 9–21; 22–23) mit Bedacht an diese Stelle gesetzt worden. Er gibt gleichsam das Motto für das Thema von der irdischen Sorge an. Mit Recht ist er daher auch in der Liturgie dem Evangelium des 14. Sonntags nach Pfingsten vorausgestellt. Die ganze Spruchgruppe Mt 6, 19–34 steht unter dem Gedanken der irdischen Sorge des Menschen in dieser Weltzeit und der durch Christus verkündeten „neuen Gerechtigkeit“.

1. Das ist die Botschaft Jesu: Gott, der „Vater im Himmel“, fordert den Menschen radikal an. Er will seinen ungeteilten Dienst, den schuldigen Dienst des Knechtes, in der Gesinnung der Gnade der Kindschaft, mit der er den Knecht beschenkt hat. Der Mensch, so wie er sich vorfindet, hat aber noch andere Herren

– im Grund ist es nur ein einziger –: die Mächte dieser Welt, die ihm sein Leben zu sichern und zu vollenden vorgeben. Während er glaubt, sich ihrer bemächtigen zu können – denn sie sind ja greifbar: im Reichtum, in der Macht und im Ansehen; man kann sie sich vor Augen halten, sich von ihrem Besitz überzeugen –, bemächtigen sie sich seiner, nehmen von ihm, seinem Herzen, Besitz; während er, verleitet durch ihren Besitz, glaubt, Herr zu sein, ist er in Wirklichkeit Knecht, von ihnen besessen.

So sieht der Mensch sich zwischen zwei Herren gestellt, von beiden ganz gefordert. Es gibt nur *eine* Alternative: Gott oder der Mammon, der „Vater im Himmel“ (Mt 6, 32) oder die „Schätze auf Erden“ (Mt 6, 19). Nur einer von ihnen kann des Menschen Herr sein, sein Herz besitzen. Es gibt keinen Kompromiß, der sich mit beiden aushandeln ließe, kein Niemandsland, das von der Auseinandersetzung ausgenommen wäre, keinen neutralen Boden, auf den man sich zurückziehen könnte. Zwar leben die meisten Menschen von Kompromissen, halten sich im Niemandsland auf, das vor Belästigungen schützt, suchen sich neutral zu halten, um es mit keinem zu verderben und die Vorteile beider einzuhandeln. Aber sie täuschen sich. Man kann im Vordergründigen leben, sich an letzten Entscheidungen vorbeidrücken, die von allen geforderte Wahl vor sich herschieben, die Augen schließen. Aber mit all dem deckt man nur den Abgrund zu, lässt die Tiefe des Herzens nicht ans Licht kommen, schlüpft in eine Rolle hinein, in der man auf der Bühne dieses Lebens *sein* Stück spielt und sich glauben macht, es sei die Wirklichkeit. Doch hin und wieder bricht der Boden durch, ruft die anonyme Tiefe ihren Namen herauf, stellt der Mensch erschrocken fest, wer er ist und wo er steht, wem sein Herz gehört und wessen Knecht er ist.

Das ist die letzte Wahrheit über unser Leben: Wir sind keine Herren, sondern Knechte, Knechte des einen oder des anderen Herrn.

2. Von dieser Warte aus darf man wohl auch die Herrenworte über die Sorge interpretieren. Der Mensch, der an Gott als den Alleinigen und Einzigartigen, den unvergleichlichen, liebenden Vater glaubt – wir haben nicht *unser* Vaterbild auf Gott übertragen, sondern *Gottes* geoffenbartes Vaterbild steht als unerreichbares Ideal über aller irdischen Vaterschaft – und sich ihm anheimgegeben hat, darf keine irdischen Sorgen mehr haben. Damit ist nicht nur die ungeordnete, hektische Sorge gemeint, die ihn hinter den Glück und Leben verheißenden Gütern, nach dem Geld, der Karriere, dem Besitz eines anderen Menschen, herrennen lässt und ihm alle Ruhe raubt; auch die ganz gewöhnliche Sorge des Alltags ist irgendwie davon betroffen: die Sorge um den Unterhalt und das Auskommen und um den morgigen Tag. Der Gläubige soll es den Vögeln des Himmels und den Lilien des Feldes abschauen, wie man unter Gottes Sonne, in der Wärme seiner Vorsorge, in der Geborgenheit seines Wissens um jede Not, leben darf. Nur eine einzige Sorge darf sein Herz gefangen nehmen: die Sorge um die Zugehörigkeit zum Gottesreich, in dem die Herrlichkeit und Liebe des Vaters alles durchdringt, erhellt und in dem es keine Sorge und kein Sich-Sorgen mehr gibt, weil die Fülle und Vollendung da ist und keine Gefahr mehr droht: „Der Tod wird nicht mehr sein, und nicht Trauer und Klage und Mühsal; denn das Frühere ist vergangen“

(Offb. 21, 4). An all dem wird der Gläubige teilnehmen, wenn er sich um die Gerechtigkeit dieses Reiches müht, und eben diese Gerechtigkeit hat zu ihrem Kern das Sich-nicht-Sorgen um die irdische Existenz und Wohlfahrt, um das Morgen, die Zukunft, die unbekannt und drohend vor ihm liegt und den Ausblick verwehrt. „Nichts mache euch Sorge, sondern lasset in allem durch Gebet und Flehen eure Anliegen unter Danksagung kundwerden vor Gott“ (Phil 4, 6). „All eure Sorge werfet auf ihn; denn er sorgt sich um euch“ (1 Pt 5, 7).

Kann man das verstehen? Widerspricht das nicht aller Erfahrung, auch des gläubigen Menschen, der tieferen Einsicht in das, was der Mensch ist. Unterscheidet ihn nicht gerade das vom Tier (den Vögeln des Himmels) und noch mehr von der Pflanze (den Lilien auf dem Feld), daß er ein sorgendes Wesen ist, sich selbst um sein Leben sorgen, es in die Hand nehmen muß? Die Vogelmutter wirft ihr Junges schon bald aus dem Nest, und es fühlt sich nach den ersten unbeholfenen Versuchen frei und wohl, in der Sorglosigkeit seines Daseins. Aber das Kind muß zuerst und für Jahre umsorgt werden, bis es allmählich lernt, für sich selbst zu sorgen, unabhängig von der Hilfe der Mutter zu sein. Ist nicht die Sorge der unerlässliche Anteil des Menschen sein Leben lang, kennzeichnet sie nicht sein Los? Ach, und es ist nicht nur die Sorge um hohe Dinge, schon das tägliche Brot gehört zu seiner Sorge. Millionen von Müttern verzehren sich in der Sorge um ihre hungernden Kinder, wer Verantwortung trägt in Kirche und Staat, sorgt sich um den Hunger in der Welt. Den reichen Nationen der westlichen Welt geht es hinsichtlich der Sorge nicht besser als den armen. Die Berufsarbeit in der automatisierten Wirtschaft und der arbeitsteiligen Gesellschaft von heute fordert den Menschen immer härter an und zehrt an seiner Gesundheit; wer ein hohes Amt in Politik und Wirtschaft inne hat, kommt aus der Sorge gar nicht mehr heraus: niemand vermag heute zu sagen, was morgen sein wird. Ja, der Mensch ist ein sorgendes und sich-sorgendes Wesen; man könnte ihn fast so definieren. Die Sorge ist darum für ihn etwas Legitimes und gar nicht Abzuschüttelndes. Es wäre fromme Romantik, würde man das Gleichnisbild von den Vögeln des Himmels und den Lilien auf dem Feld wörtlich verstehen und auf die unmittelbare Erfahrung anwenden. Eine Krise des Glaubens wäre unvermeidlich, heute schon gar, wo es selbst vielen Christen schwer fällt, an eine Wirksamkeit Gottes in dieser Welt zu glauben, ihn als realen Faktor unserer Geschichte anzusehen.

Und dennoch steht das Herrenwort von der Sorglosigkeit da. Man darf es nicht aufweichen, ihm nichts von seiner Radikalität nehmen. Wie soll man es also verstehen? Unmittelbar und ausdrücklich richtet es sich gegen die Sorge der „Heiden“, derjenigen, die im letzten niemand über sich haben, bewußt oder unbewußt autonom denken und die Welt, die Zukunft von sich aus zu entwerfen suchen. Hier besteht zwischen der Sorglosigkeit und der Sorge der gleiche, unüberbrückbare Gegensatz wie zwischen dem Gottesdienst und dem Mammonsdienst. Aber irgendwie droht bei jeder, auch der legitimen Sorge, sich immer wieder die Sorge der „Heiden“ einzuschleichen. Wer wäre schon frei davon? So gilt es also die vom Evangelium gemeinte, von Christus verkündete und geforderte Sorglosigkeit einzuführen, mitten in der unausweichlichen Sorge dieser Zeit *und* gegen sie. Der Grund des Herzens muß von der Sorglosigkeit geprägt sein. Sie ist eine Frucht

des Glaubens, ein Zeichen dafür, daß der Mensch allein auf Gott baut und von ihm alles erwartet. Aus dieser Sorglosigkeit muß der Christ im tiefsten leben; sie muß seine Nahrung sein und ihn halten in der verzehrenden Sorge seines Lebens, das auf seinen Tod zueilt. Solche Sorglosigkeit entspringt nicht einer frommen Romantik, sondern dem gläubigen Wissen, daß Gott alle unsere Sorge, die ihren Höhepunkt in der Heilssorge hat, in seine Sorge hineingenommen hat, greifbar in der Hingabe seines Sohnes, der mitten in der Todesangst sich in die Sorge des Vaters hineingibt. Gott hat uns in Christus alle Sorge abgenommen, schon die entscheidende Arbeit getan, so daß uns nur noch übrig bleibt, ihm zu vertrauen gegen allen Schein. Es mag wohl sein und ist nicht zu vermeiden, daß ein Mensch vor Sorge krank wird – Ehegatten in der Sorge füreinander, Eltern in der Sorge für ihre Kinder, die vielen, die im Kampf des Lebens aufgerieben werden – und dennoch in der Tiefe seines Herzens sorglos ist, von einem ungreifbaren Frieden erfüllt, in dem sicheren Wissen, daß ihm gar nichts passieren kann. Hungernd kann er noch fröhlich, dahinsiechend voller Dankbarkeit sein, sterbend das Te-deum anstimmen. Zu den Früchten des Geistes müßte man auch die Sorglosigkeit zählen. Sie bezeugt in untrüglicher Weise, daß einer aus dem Geist lebt und ein Kind seines himmlischen Vaters geworden ist.

Friedrich Wulf SJ

B U C H B E S P R E C H U N G E N

Mönchtum und Ordensleben im Wandel der Zeit

Dekret über die zeitgemäße Erneuerung des Ordenslebens mit den Ausführungsbestimmungen. Lateinisch und Deutsch. Mit einer Einführung von Friedrich Wulf SJ. Münster, Verlag Aschendorff 1967. 71 S., geh. DM 4,50.

Die Aschendorffsche lateinisch-deutsche Ausgabe der Konzilstexte ist fast abgeschlossen. Sie empfiehlt sich durch die übersichtliche Anordnung des lateinischen und des deutschen Textes auf den jeweils gegenüberstehenden Seiten, die einen leichten Vergleich ermöglicht, durch die Hinzufügung der nachkonziliaren Ausführungsbestimmungen in den entsprechenden Dekreten, durch die Einleitungen und Erläu-

terungen durch Fachleute (meist Bischöfe und Konzilstheologen) und nicht zuletzt durch ihr Format und ihr vorzügliches Druckbild. Der Vf. der Einführung in das Ordensdekret hat versucht, zu zeigen, daß es trotz mancher Kompromisse und Uneinheitlichkeiten, die das Dekret aufweist, zu einem vertieften theologisch-spirituellen Selbstverständnis des Ordensstandes gekommen ist und daß auch für die institutionelle Erneuerung der Orden und ihre Anpassung an die Erfordernisse der Zeit genügend Wegweisungen gegeben worden sind. Er berichtet von der Vorgeschichte sowohl des Dekrets wie auch der Ausführungsbestimmungen und charakterisiert letztere in ihren wesentlichen Punkten und ihren Tendenzen. F. Wulf SJ